

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

IV. Zwei Jahre

[urn:nbn:de:bsz:31-339580](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339580)

Unserer muß auf seinen Ruf sehen, es könnte ja leicht kommen, daß man meint, ich hätt' ihm bei seiner Schlechtigkeit geholfen, und wir sind von Haus aus brave Leute, meine Eltern überständen's nicht, wenn ich so in der Leute Mäuler käme."

In der Tanten Augen glühte es. „So recht, Marie, stütze dich auf das, was die Leute sagen, was brauchst du dich um das zu bekümmern, was unser Herr Gott will, vor dem du geschworen hast zu deinem Manne zu stehen. Uebrigens will ich dir doch über die Meinung der Leute die Haare aus den Augen machen. Es hält dir niemand etwas darauf, daß du deinen Mann verstoßest, nachdem du von dem Gestohlenen gelebt hast. Mit dir ist nicht zu reden, deswegen will ich den Atem sparen. Unser Herrgott möge sich über dich erbarmen und deinen Hochmut bändigen."

Unheimlich still wurde es nach dieser Erklärung. Marie war von ihrem Unrecht nicht überzeugt, die Tante hingegen grollte gegen sich selbst, daß sie ihr Wort: „Beten ist besser, denn reden!" nicht fest gehalten, sie war deswegen mit sich selbst unzufrieden, je mehr sie an das zurückdachte, was sie gesagt, mußte sie einsehen, mit solchem Speck fängt man keine Mäuse. „Nimm du die Veröhnung in deine Hand," lieber Gott, betete sie schließlich. Dabei kam wieder Friede in das treue Gemüth.

IV.

Zwei Jahre.

„Heute, Marie," erklärte Frau Koch, „mußt du dich allein behelfen, ich komme erst nach zwölf Uhr heim."

Die Nichte fragte nicht: „Tante, wo gehst du hin?“ wußte sie doch, daß ein bedeutungsvoller Tag angebrochen sei. Ernst ging die Alte dem Gerichtssaale zu. Zitternd betrat sie den Raum, wo ziemlich viele Leute des Gerichts und des Angeklagten warteten.

Zuerst suchte sie sich ein Plätzchen weit hinten, wo sie niemanden im Wege war, dann strebte sie nach vorn. Er soll mich sehen und wissen, daß ein Mensch aus Mitleid gekommen ist, dachte sie und setzte sich der Bank gegenüber, die der Angeklagte innehaben sollte.

Von der flotten Erscheinung des ehemaligen Bankgehilfen war nichts mehr übrig. Grau und faltig war das sonst rosige Gesicht, das ungekämmt Haar und Bart umrahmten. Scheu und düster sah der junge Mann vor sich hin, nur selten streifte sein Blick die Zuhörer, bis er Frau Koch erblickte, da ging es wie ein Lichtschein über die Büge. Was die Tante mit ihrer Anwesenheit im Gerichtssaale bezwecken wollte, hatte sie erreicht. Otto wußte, warum sie gekommen.

Ohne besonderes Interesse schien er der Rede des Präsidenten zu folgen, gleichgiltig hörte er die Anklage, ohne Bewegung vernahm er das Urteil, das auf zwei Jahr Zuchthaus lautete, als aber von dem Gerichtssaale aus sich eine runzlige Hand ihm entgegenstreckte und zwei thränende Augen ihm begneten, da zuckte es um des Verurteilten Mund, er wischte über die Augen. „Tante,“ sagte er, „das vergeß ich Ihnen mein Lebtag nicht. Haben Sie mein armes Kind lieb.“ — „Es ist nicht alles hart in ihm,“ dachte Frau Koch, „unser Herrgott wird die weiche Stelle schon zu finden wissen!“

„Dein Mann hat zwei Jahre Zuchthaus,“ berichtete die Tante, als Marie ihr die Wohnungsthüre öffnete.

„Red' nicht von dem als von meinem Manne, Tante, der geht mich nichts an!“ entgegnete die Nichte herzlos.

An der ist, so wahr Gott lebt, keine weiche Ader mehr, dachte Frau Koch; wo soll da unser Herrgott den Hebel ansetzen? Von da weg war von Otto Schüh keine Rede mehr zwischen den Frauen. Die Alte hingegen machte es sich zur Lebensaufgabe, die unglücklichen Eheleute Gott zu befehlen.

Wenn bei Otto Schüh, wie Tante Koch urteilte, noch eine empfängliche Stelle war, so war's für den Gefängnisgeistlichen schwierig, den Finger auf diesen weichen Fleck zu legen. Der Sträfling hatte kein Zutrauen in die Geistlichkeit. Für die flotte Gesellschaft, in welcher er früher sich bewegte, war diese Gegenstand der Verachtung und des Spottes. „Sie haben's im Verding und schaffen wie im Taglohn! Die haben gut predigen, sie nehmen den Rahm von der Milch, den Anderen lassen sie die Wolken. Wenn Gerechtigkeit wäre, hätte man die Geistlichkeit längst abgeschafft, sie nützt nichts, sie schadet bloß und kostet dazu ein Heidengeld!“ Das war ungefähr Otto's Urtheil über die Pfarrwelt. Er nahm den Besuch des Geistlichen an, weil er nicht anders konnte; doch ließ er sich in kein Gespräch mit ihm ein. Dieser, an solcherlei gewöhnt, verließ ohne einen Versuch zu machen die Zelle.

Der Pfarrer zählte auf die Einsamkeit und auf die Längeweile, zwei Faktoren, die wohl langsam nagen, aber das

Menichenkind, das ihnen preisgegeben ist, mürbe zu machen imstande sind.

Acht Tage später taute schon die Eiskruste, in die sich der Gefangene verschanzt; wenn die Unterhaltung auch nicht in Fluß kam, tropfte es doch allmählich. Der Pfarrer sprach nichts vom Befahren, er fragte nach den Familienverhältnissen seines Pflegebefohlenen, und dieser erteilte ihm den gewünschten Aufschluß. „Er ist so übel nicht!“ urteilte dieses Mal der Gefangene, als der Geistliche fort war, und bald darauf ertappte er sich auf dem Wunsche: „Wenn er nur bald wiederkäme, ich glaub', ich wär' imstande, ihm mitzuteilen, was ich für eine Frau habe!“

So viel Menschenkenntnis hatte der Geistliche, um zu wissen, daß seine Besuche von nun an willkommen seien, und wartete deshalb keine acht Tage, bis er wiederkam. Auf die Frage nach seinem Befinden, entgegnete Schütz: „Wenn's bloß das Einsperren wäre, ging's noch, aber ich habe einen Zorn, der mir das Herz abfrißt. Meine Frau will nichts mehr von mir wissen, sie schämt sich meinetwegen vor den Leuten.“

„Das kommt öfters vor,“ meinte der Pfarrer, „aber die Liebe überwindet schließlich alles.“

„Liebe?“ lachte Schütz höhnisch, „das ist bei den Weibslenten Komödie. Meine Frau war Kammerjungfer, eine Schuhmacherstochter der Geburt nach; ich machte eine Madame aus ihr, damit war sie wohl zufrieden, und ich war ihr lieber Otto. Als ich aber ins Unglück kam, da war's fertig; und für wen

hab' ich gefälcht als für sie? So lang ich ledig war, reichte mein Gehalt."

"Erlauben Sie," sagte der Pfarrer, "Sie sprechen von Unglück, ich meine, es wäre bei Ihrem Unglück auch noch die Schuld mitzurechnen und zwar vor allem Anderen, und so lange wir selber schuldig sind, dürfen wir gegen Andere den Stein nicht aufheben."

"Ich bin nicht schuld an der Verurteilung; wenn ich noch so viel gethan hätte und es wäre nicht herausgekommen, so wäre es meiner Frau schon recht gewesen, aber gestraft bin ich ihr nichts mehr wert."

"Aber, lieber Herr Schüh, wer ist denn schließlich an dem Urtheil schuld, das vom Gerichte über Sie gefällt wurde?"

"Der ist schuld daran, der mich angegeben, und dem ist's aufgehoben."

"Wenn Sie die Unterschrift Ihres Brotherrn nicht mißbraucht hätten, wer hätte sie anklagen können?" fragte der Geistliche. "Suchen Sie nicht bei Anderen, was in Ihnen selbst liegt, nämlich das Böse, das Sie ausgeführt haben. Nicht Andere, sondern Sie allein sind vor Gott dafür verantwortlich."

"Ich habe mir vor Gericht keine Mühe gegeben, mich weiß zu waschen, weiter brauch' ich nicht zu gehen. Ich weiß, was ich gethan habe, nicht mehr als viele Andere auch thun, bei denen die Besoldung nicht zureicht. Was ich verbrochen, das verstehe ich reichlich. Mehr kann kein Mensch von mir wollen."

„Ein Mensch nicht, Herr Schütz, aber Gott will mehr von Ihnen.“

„Gott?! — So sind Sie denn doch wie die anderen Pfarrer, ich meinte, Sie seien vernünftiger und würden einen Mann, der längst über die Märchenzeit hinaus ist, nicht Angst mit dem Gespenst, das Sie Gott heißen, zu fürchten machen wollen.“

„Nach diesem, Herr Schütz, muß ich mich zurückziehen,“ erklärte der Geistliche, sich hochaufrichtend; „wenn Sie meinen Besuch wünschen, lassen Sie mich's wissen.“

„Ich wollte Sie nicht beleidigen,“ entschuldigte sich verlegen der Sträfling.

„Sie beleidigen mich nicht, Herr Schütz, wenn es nur das wäre, so hätte es nichts auf sich. Sie sprechen aber eine Gotteslästerung aus, die ein honneter Mensch nicht anhören darf.“

„Wenn ich im Irrtum bin, so belehren Sie mich eines Besseren,“ sagte Schütz mit einem Anflug von Spott.

„Mit Worten ist's bei Ihnen nicht gethan,“ entgegnete ernst der Pfarrer, „so lange Ihr Herz, in dem so Schauderhafte keimt und wurzelt, nicht gebeßert ist, so lange können Sie von Gott und seinem Reiche nichts verstehen. Möge der Herr, den Sie lästern, sich Ihrer erbarmen, damit Ihre Seele gerettet werde.“

Der Pfarrer war kein Neuling in seinem Amt, er wußte, daß bei Gotteshafß das Reden nichts hilft. Was so tief wurzelt, kann nur von Gottes Geist erreicht werden. Dieser Geist

braucht Stille zu seiner Arbeit. Diese herrschte von Abend bis Morgen, von Morgen bis Abend in der engen Zelle.

Unter diesen günstigen Bedingungen regte es sich nach und nach in dem Gefangenen; Gedanken kamen und gingen, sie kamen wieder und wieder, rüttelten an dem so lange schlafenden Gewissen. Was Schütz für abgemachte Sache gehalten, daß es keinen Gott gebe, zog er in Zweifel: Wenn es doch Einen gebe, der sich um uns bekümmert! Nein, es ist nicht möglich, mit all' den Menschen in der Welt, wovon Jeder seine eigenen Wege geht! Mit diesem Schluß glaubte Otto den Quälgeist abgethan, der ihm in seiner Einsamkeit immer dringender zusetzte, aber es hielt nicht vor. Ich möchte wohl mit dem Pfarrer reden, dachte er, aber er könnte sich Wunder was einbilden. Wenn er von selbst wiederkäme, will ich mich mit meinen Redensarten in Acht nehmen, denn mit dem ist nicht zu spassen.

Aber der Geistliche kam nicht; er begnügte sich, seinen Schutzbefohlenen in Gottes Hände zu legen. Dabei wollte ihm aber fast auch die Zeit lang werden, denn es vergingen Wochen, bis endlich das Eis bei Otto Schütz brach, bis er es über sich brachte, dem Wärter zu sagen: er wüßte mit dem Geistlichen zu sprechen. Der Tropfen, welcher das Gefäß überfließen machte, war eine Nachricht aus Straßburg, die Otto einem Menschen mitteilen mußte; dieser Erwählte war der Pfarrer.

„Lieber Nefse,“ schrieb die Tante. „Da Sie der Nächste dazu sind, berichte ich Ihnen, daß Sie seit heute Morgen einen Sohn haben. Es ist alles ganz gut gegangen und es ist ein

Prachtbube; ich ließ ihn als Otto Schütz auf dem Bürgermeisteramt einschreiben. Gott wolle ihn schützen und segnen. Mehr kann ich nicht schreiben, denn ich alte Frau habe alle Hände voll zu thun. Marie ist so weit wohl, und ich hoffe, daß sie bald wieder zurecht sein wird. Ich will Ihre Frau und Ihr Kind pflegen als wären sie mein eigen."

Diese Nachricht war auf die weiche Stelle gefallen, und diese entdeckte nun endlich auch der Pfarrer, indem er dem freudestrahrenden Vater Glück wünschte.

"Hat man einmal den Schlüssel, so steht auch zu vermuten, daß man aufbringe," dachte der Geistliche, als er die Zelle verließ.

V.

Sie will!

"Das Kind hat Fieber," erklärt die Tante.

"Es wird vom Zahnen kommen, sagte die Mutter," um sich zu beruhigen.

"Wenn's nur das wäre, so hätte es nicht viel auf sich, aber ich fürchte es ist eine Krankheit im Anzug."

"Wie wär' das möglich," entgegnete Marie, "der Kleine ist doch nicht erkältet worden."

"Auch ohne Erkältung kommt mithin etwas an die Kinder. Vielleicht macht es sich wieder," tröstete die Tante. Es besserte sich nicht, vielmehr stellte sich Durchfall ein, und als dieser auf die angewandten Hausmittel nicht weichen wollte und noch Brechen